

Margret

Autor(en): **Hügli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 37

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646964>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 37 - 1933 *

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

* 23. Jahrgang

Zum Eidg. Bettag 1933. Von Ernst Oser.

So komme denn, du Feiertag,
Und lass' uns still zusammentreten!
Mit aller unsrer Herzen Schlag
Lass' uns um starken Frieden beten!

Zum Himmel steige hoch empor
Der Dank, in alle Welt gerufen,
Für unsre Freiheit, die zuvor,
Dem Schwure treu, die Väter schufen.

Und stumm, den Blick zurückgewandt,
Verharre unser Volk in Reue!
Erst wenn es büssend sich erkennt,
Dann füge es sein Haus, das neue!

Bringt Opfer! Denn dem Bruder gilt
Das Aufsichnehmen schwerer Bürde.
Wer solche Tat als Unrecht silt,
Der schmäht sich selbst und seine Würde.

Kommt ledig eurer Hast der Zeit,
Den Schritt bannt auf der Ruhe Schwelle,
Und durch das Tor der Einigkeit
Schaut in des Feiertages Helle!

Dann schwinden Dunkel, Falsch und Trug
Und segnend reicht ihr euch die Hände.
Wen auch die Not in Fesseln schlug,
Der dankt für dieses Sonntags Spende.

Auf ewig künde unser Kreuz
In alle Zeiten, alle Fernen,
Dass unser Volk der freien Schweiz
Vertrauend aufblickt zu den Sternen!

Margret. Novelle von Emil Hügli. Aus dem Bände „Um der Liebe Willen“. (Verlag von W. Schäfer, Schkonditz.) 1

Mit dem ersten Festtag war auch das herrlichste Wetter gekommen: wolkenfreier, tiefblauer Himmel und blendend heller Sonnenschein. Nach den vielen trüben Wochen, die vorangegangen waren, schien jetzt alles zehnfach zu leuchten und zu glänzen, und zehnfach leuchtete und flammte auch der bunte Festschmuck, in den sich die Stadt geworfen hatte. War das überall ein farbenreiches Flattern und Glitzern! Keine Straße, die nicht ihre stolzen Flaggenreihen, kein noch so kleines Gäßchen, das nicht eine Anzahl lustiger Fahnen im leisen Sommerwind taumeln ließ, kein Fenster, kein Balkon, die nicht mit frischem Grün, mit Tannenreisern, Moos und Blumen geziert waren. Vor allem anmutig nahmen sich die altertümlichen Brunnen aus, die, mit den schönsten Sträuchern und Pflanzen ausgestattet, wie kleine Gärten in den Straßen und auf den Plätzen prangten. Fast etwas erstaunt schienen auf ihren Säulen die bunten Brunnenfiguren den ungewohnten sommergrünen Schmuck zu betrachten. Nur eine dieser Figuren war für all den ihrem Sockel, den Brunnenröhren und dem Boden angetanen Schmuck blind: die

Gerechtigkeit. Die feine, halb lebensgroße, schlanke Gestalt hielt in ihrer Rechten das Schwert, in der Linken die unvermeidliche Wage, und in blauem, sternbesäten Gewand stand sie auf ihrem kapitellartigen Piedestal; aber ihre Augen umband ein weißes Tuch und von all der Blumenpracht, von all dem sie umgebenden Glanz und dem summen, brummenden Menschengewimmel der Straßen, das wie in Erwartung ganz besonderer Herrlichkeiten unruhig hin und wieder wogte, nahm sie in stolzer Verschlossenheit nicht Notiz. Seltsam — heute zum erstenmal erinnerte sich Margret dieser Figur, an der sie früher so oft vorübergegangen war. Der geht es jetzt noch schlimmer als mir — dachte sie. Mitten im festlichen Gewühl steht sie und sieht doch nichts davon. Und ein leises, wehmütiges Lächeln huschte dabei über ihr Gesicht.

Besonders weit vom Gewühl der Straßen entfernt war sie nun zwar selber nicht. Von dem Balkon aus, auf dem sie stand, konnte man über ein paar Dächer der niedrigen Nachbarhäuser hinweg sogar Kopf und Schwert der

blaugewandeten Brunnenfigur wahrnehmen; ja, zwischen zwei Hinterhäusern durch, die ein schmales Gäßchen bildeten, ließ sich ein Streifen der Straße erblicken, allwo sich ein Teil der Volksmenge bereits in Reih und Glied postiert hatte. Margret wußte das und stellte es sich im Geist vor.

Als ob sie einen schlimmen Zauber wegwischen wollte, streifte Margret jetzt mit einer ihrer schlanken weißen Hände über das junge, blühende Mädchen Gesicht, aber der Zauber ließ sich nicht bannen; ob sie auch mit der Hand darüber strich, ob sie die feinen, fast durchschimmernden Augenlider weit aufmachte, — vor ihren Augen blieb es Nacht.

Heute war der dritte Festtag im Städtchen. Bald nach Mittag sollte der große historische Festzug, von dem man schon seit einem halben Jahr als von dem großen kommenden Ereignis gesprochen hatte, sich durch die gepußten Straßen bewegen.

Da halb ein Uhr bereits vorüber war, schienen alle Hinterhäuser jetzt wie ausgestorben. Hier und dort schmeterte ein vereinsamter Kanarienvogel seine Tiraden vom Fenster eines Hinterzimmers in die Luft. Margret sog die Triller und Jubeltöne mit begierigen Ohren ein: auch einer, der zu Haus bleiben muß und dennoch fröhlich ist, dachte sie. Doch ihn umgibt Licht und heller Sonnenglanz ... sie aber umfängt tiefe Nacht. Nacht aus eigener Schuld — oder war's in Wahrheit die Schuld eines andern Menschen ... eines Menschen vielleicht, der heute als stolzer Fahnrich mitten im Festzug schritt? ...

Denn immer war das nicht so gewesen mit Grete. Vor zwei Jahren noch legte sie oft die Hand vor die Stirn, wenn sie vom Balkon, über die abendlich oder morgendlich beleuchteten Dächer hinweg, nach dem grünen Wald jenseits der Stadt oder nach den fernen Blaubergen schaute; oder sie blickte auf nach dem unendlichen, nächtlich besterntem Himmel, der sich weit über die Stille der Stadt und über das sommerliche Land dehnte, das seinerseits kühle Abendlüfte nach ihrem Balkon wehte. Und dieser Balkon war, soweit sie sich an die Kinderzeit zurückerinnern konnte, ihrer Mutter liebster Ruheort gewesen; selten nur war Margret mit ihr ins Freie oder unter die Leute gegangen. Aber wenn der Abend gekommen, so rückten sie hier oben die Stühle zurecht und träumten und freuten sich der schönen Aussicht, bis die Uhr zum Schlafengehen mahnte. Da dies einsam träumende Ruhen der Mutter liebste Erholung war, so war es auch unwillkürlich die der Tochter geworden.

Und heut zum erstenmal ging Margret der Gedanke durch den Sinn, ob vielleicht nicht ein stilles, aber in sich verschlossenes Sehnen diese Gewohnheit auch bei der Mutter gezeitigt hatte. Sie waren ja beide allein, abgeschlossen von der Welt und nannten nichts vom Leben ihr Eigen, als dieses unbestimmte wachende Träumen. Seit Margret das Weltlicht erblickt hatte, war Frau Siegwart verwitwet. So war sie ganz allein bei der Mutter aufgewachsen, und nur wenn diese von Margrets Vater zu erzählen begann, da war es oft, als wären sie plötzlich zu dritt, als käme ein junger lebensfroher Mann und setzte sich zu ihnen, um ihre Verlassenheit auf etliche Minuten zu brechen. Nur auf Minuten ... dann erzählten der Mutter Worte von Krankheit

und frühem Sterben; sie waren wieder allein und schlossen sich in ihrer Einsamkeit fester aneinander.

So war es Jahr um Jahr zugegangen, bis Margret eines Tages die stille, zufriedene Wehmut ihrer Mutter nicht mehr teilen konnte, weil ihr selbst so ganz anders zu Mut war.

Wie ein Sturm war es gekommen, der plötzlich alle durch lange Jahre hindurch liebevoll aufgebauten Hütchen und geduldig gesammelten Siebensachen durcheinander wirft, ohne zu fragen, ob dies auch im Plan der Besitzer gelegen und mit den Hausregeln menschlicher Wünsche übereinstimme. Nein — es stimmte nicht mit ihnen überein. Desto größer war der Schrecken, desto größer die Verwirrung, die dadurch entstand.

Aber das Leben will überall recht behalten, und wer ihm nicht recht gibt, wer seiner Macht Trotz bieten will, den straft es mit Schmerzen und Leiden! Drinnen im Zimmer der Mutter, daran mußte Margret eben denken, hing über dem Bett ein runder, schwarzer Rahmen, der den mit Silberfaden auf roten Grund gestickten Spruch umschloß: „Treue bis in den Tod!“ Ein kostbares Wort, wenn das Leben es erfüllen kann; allein, wenn es ihm zuwider will, ist da denn Treue nicht auch gleich schon Tod? Ja, für Margret war es so; denn seit sie in hartnädigem Eigenmut ihre Liebe mit Treue besiegelt, hatte sie das Licht, das Leben selbst nicht mehr gesehen.

So webten hinter Margrets Stirn die Gedanken hin und wider, als von ferne plötzlich ein heller klarer Trompetenklang herübertönte; das war wohl das Signal, daß sich nun der festliche Zug in Bewegung setzte zum Entzücken von Groß und Klein; war doch heute alle Welt zur Feier des schönsten Festtages im Freien versammelt. Selbst Margrets Mutter fand sich diesmal unter den Zuschauern, und zwar auf den ausdrücklichsten Wunsch der Tochter. Fast wie ein Befehl hatte es geklungen, als Margret der Mutter dringend anriet, doch den prächtigen Festzug nicht zu versäumen, ein Ereignis, wie es sich seit ihrer Jugendzeit nicht wiederholt hatte, und das sie vielleicht nicht noch einmal in solcher Herrlichkeit erleben würde.

„Und du gehst — sonst werde ich ernstlich böse ...“ hatte Margret gedroht. Und als die Mutter fragte: „Ja und du? ... Du sollst ganz einsam und allein zu Hause bleiben und nichts von alldem haben?“ da hatte sie fast etwas ungeduldig entgegnet: „Ach — meinethalb ... nein, geh' du nur, und übrigens“ — wie froh war Margret, daß ihr der Vorwand einfiel — „wenn du nicht hingehst, kann mir ja auch niemand davon erzählen.“

„Nein, Mutter, du mußt gehen; denn ich möchte auch gern vernehmen, wie's gewesen ist!“ und so hatte Frau Siegwart endlich dem Drängen nachgegeben und war hingegangen.

Also kam es, daß Margret zum erstenmal seit jenem Schicksalstag auf ein paar Stunden allein blieb, und in dieser Einsamkeit trat ihr bisheriges Leben klarer und deutlicher vor ihre Seele als je zuvor.

Wie hundert und hundert andere Gretchen und Marien hatte sie ihre Kinder- und Mädchenzeit verbracht. Sie hatte in ihrer Jugendzeit mit Nachbarkindern gespielt, war mit andern Mädchen zur Schule gegangen und hatte

sich weder im Guten noch im Bösen besonders hervorgetan. Daß sie in allem von der Mutter aufs peinlichste überwacht wurde und diese auch dem Kind alles ängstlich aus dem Weg räumte, was irgend ein Anstoß zur Versuchung hätte sein können, konnte Gretchen ja nicht wahrnehmen. Wohl begriff es öfters nicht, weshalb die Mutter gegenüber diesem oder jenem bekannten Schulkind eine Scheu in ihm weckte; aber in seiner kindlichen Anhänglichkeit nahm es der Mutter Warnungen ohne weiteres hin, und da es gehorchen gelernt hatte, genügten sie ein für allemal — so schmerzhaft es auch oft die Wirkung empfand.

Allein, eben dieses schmerzliche Empfinden hatte es gelernt, stumm in sich verschließen; die peinliche Strenge, mit der die Mutter waltete, ließ auch nur selten Klagen aufkommen. So war denn Margret „das liebste Mädchen“, und die genaue Art der Mutter schien die schönste Frucht zu zeitigen.

Einmal freilich mußte Frau Siegwart die Erfahrung machen, daß trotz allem ein heftiger Drang nach eigenem Willen in dem kleinen Wesen lebte und dieser um so wilder hervorbrach, als er sich nicht in Worten mitzuteilen wagte. Ja ... das war eine unheimliche Geschichte gewesen damals und ein fürchterlicher Schreck für die Mutter!

Es war an einem sonnigen Frühlingssonntag; das siebenjährige Mädchen hatte eben ein neues und zwar das erste weiße Sonntagskleid mit breiter seidener Rosa-Schärpe erhalten; seine Freude war grenzenlos, mit vielen Küssen überschüttete es sein „liebes Mutti“ und konnte nicht genugsam umherstolzieren und sich beschauen. Und wie Gretchen sich freute, an diesem Sonntagnachmittag zum Nachbarsknaben, zum Ruedi hinüberzugehen! Vorgestern noch hatte sie diesem versprochen, zu ihm zu kommen, sobald sie ihr neues Kleidchen hätte ... „Schneeweiß ist es, mit rosenfarbenen Bändern verziert“, so hatte sie ihm vorgeschwärmt. Aber der Rader hatte sie nur ausgelacht und gehöhnt: „Schneeweiß und rosenrot — du wohl!“ worauf sie im Bewußtsein, recht zu haben, ruhig antwortete: „Du wirst ja dann schon sehen.“

Nun hatte ihr die Mutter wirklich das Kleid angezogen, und Gretchen hatte ihr dabei immer wieder aufs neue ihre Freude bezeugt, und eben wollte sie zur Tür hinaushuschen, als jene ihr nachrief: „Wo willst du jetzt hingehen?“

„Nur schnell zum Ruedi“, lautete die Antwort. Da kam es wie ein Blitz aus heiterem Himmel: „Nein, zu dem gehst du mir nicht mehr ... ich will nicht, daß mein Greti zu einem so wilden Buben geht, der seinen Vater schlägt, wenn dieser ihn straft ... Greti, du bleibst da!“ ...

Margret wollte bitten; aber der Mutter strenges Gesicht ließ keine Worte aufkommen. Ohne weiter eine Silbe zu verlieren, ging Frau Siegwart zur Tür hinaus in die Küche.



Stückelberg: Vertieft.

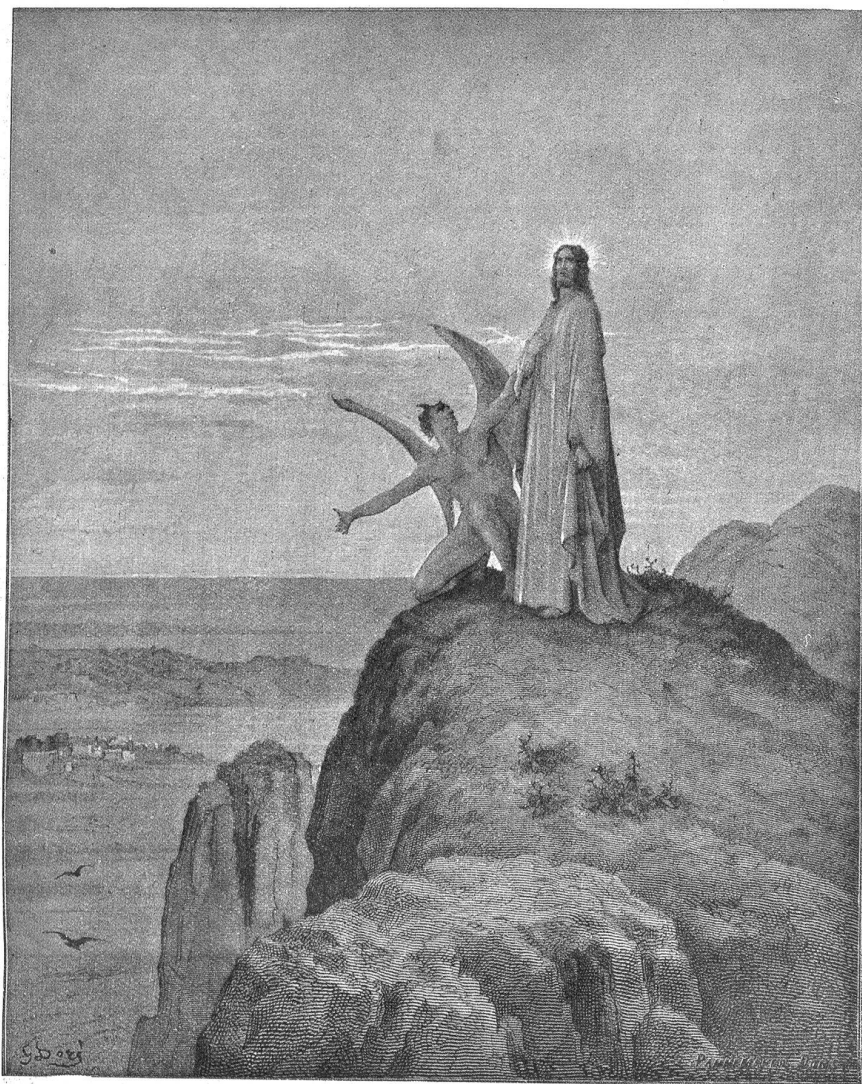
Im ersten Augenblick stieg in dem Kind der Drang empor, den Gehorsam zu brechen und doch zu gehen; die Wohnungstür war aber verschlossen, und sie wagte es nicht, den Schlüssel zu drehen und den Riegel zurückzuschieben. — Kleinlaut schlich Gretchen zurück ins Zimmer.

Hier überfiel die Kleine nun ein gewaltiger Zorn, hatte sie doch dem Ruedi versprochen zu kommen; was würde er auch denken ... Gewiß glaubte er nun, sie hätte ihn angelogen, nur um zu prahlen ... und hier stand sie, ihr neues Kleid am Leib!

„Zu was? Zu was auch? Wenn ich's doch niemand zeigen soll!“ Ihr jugendlicher Zorn kannte keine Grenzen mehr ... weg mit dem Unglückskleid, das an ihrem Jammer schuld trug!

Der Gedanke kam wie eine Erlösung ... mit wahn sinniger Wut riß Gretchen das duftige Kleidchen von oben bis unten entzwei, indem sie es am Kragen packte und tobend auseinander zerrte; dann fiel sie in ohnmächtigem Trotz hin und geriet in heftiges, ersticktes Weinen ...

Als die Mutter ins Zimmer zurückkehrte, fand sie ihr Kind bewußtlos am Boden liegen. Ihr Schrecken war zu groß, als daß sie an Züchtigung gedacht hätte; auch schien das Kind



Gustav Doré: Jesus wird vom Teufel versucht.

eher krank als nur böse zu sein. Frau Siegwart zog es demnach vollends aus und brachte das immer noch heftig schluchzende Mädchen zu Bett, wo es bald in einen tiefen, gesunden Rinderschlaf fiel, aus dem es am Morgen beruhigt erwachte. Eine heftige Spannung in den Augen erinnerte Gretchen an das Geschehene, und wie bitterlich es am Abend vorher geweint hatte. Es ging zur Mutter, bat sie um Verzeihung und brachte in so ernstem Ton auch die Bitte vor, sie möchte das verdorbene Sonntagskleidchen für immer beiseite legen, daß jene, von dem seltsamen Wesen unheimlich berührt, nicht zu widerstehen wagte.

Ein solcher Anfall zügellosen Zorns wiederholte sich zu Frau Siegwarts großer Beruhigung nicht mehr; Gretchen aber, fast ausschließlich auf den Umgang mit der ersten Mutter angewiesen, wuchs einsam auf. Außer ihren Schulkameraden, mit denen sie auf dem kurzen Heimweg kaum ein paar flüchtige Worte sprach, hatte sie keine Gesellschaft; dennoch war sie meist in fröhlicher Heiterkeit und summt und sang oft zu Hause, sowohl wenn sie der Mutter bei der häuslichen Arbeit Hilfe leistete, als wenn sie still vor sich hinträumte.

(Fortsetzung folgt.)

Zum eidgenössischen Dank-, Buss- und Betttag.

Kein Mensch kann sagen, wie es geworden wäre, wenn Jesus sich um den Preis eines kleinen Kniefalls vor dem Satan die Reiche dieser Welt mit ihrer Herrlichkeit hätte schenken lassen. Vielleicht hätte die Welt in Jesus den bestmöglichen Diktator erlebt, der allen, die sich ihm unterwarfen, mit großer Weisheit und Güte begegnete und dem daher sämtliche Kirchen mit ihren Priestern in einem Taumel der Begeisterung als ihrem Führer aus dem Elend und als dem Bringer des Reiches Gottes zugejubelt hätten. Daß er diejenigen, die etwas von seinem Kniefall gemerkt hatten, mit grausamer Härte verfolgte, daß er sie entrechtete, in Käfigen dem höhnnenden Volk vorführte und vernichtete, das hätten sie entweder gar nicht sehen wollen oder sie hätten es für recht und billig erklärt. Und erst am Tage, da dieses Scheinparadies wieder zusammengebrochen und in die Hölle gestürzt wäre, hätten es viele gemerkt, daß die Kirchenglocken, die freudig zu allen Greueln geläutet hatten, immer Höllenglocken gewesen waren. Vielleicht wäre aber Jesus auch, einmal dem Teufel verkauft, der grausamste und schrecklichste Welttyrann geworden, vor dem auch der beste Freund immer zitternd hätte dastehen müssen. Wir können es nicht sagen. Und wir brauchen es gottlob nicht sagen zu können. Denn Jesus hat dem Satan widerstanden. Er wurde nicht durch einen Kniefall vor dem Teufel der Herr der Welt. Er wollte nicht mit Hilfe des Bösen gottgleich werden. Er wurde dadurch der Herr und König, daß er die Schmach der Menschen trug, daß er hineinstand in ihre Sünde, als wäre es seine eigene Sünde, und daß er nicht sich selbst und seinen Glanz suchte, sondern die Ehre Gottes.

Wenn wir aber dieses Jahr in ernstester Stunde den Betttag feiern und es uns als ein wahres Wunder vor kommen muß, daß unser liebes Vaterland trotz aller Erschütterungen noch dasteht, dann ist es wahrhaftig nicht unser Verdienst, sondern die Güte und Barmherzigkeit unseres Gottes. Und daß diese Güte nicht eine schwache, sich selbst preisgebende Güte ist, daß auch wir, wenn wir so weiter fuhrwerken, wie wir es jetzt jahrelang getan haben, in Revolutionen und Umstürze schrecklichster Art verwickelt werden können, das zeigt unser öffentliches Leben mit aller Deutlichkeit. Wir wollen nicht spotten über die Fronten. Wir wollen uns nicht unseres Militärs gegen die Kommunisten rühmen. Es gäbe keine Frontisten und keine Kommunisten, wenn in unserm Vaterland Ordnung und Frieden bestünden. Und wenn Ordnung und Friede nicht da sind, dann hilft uns der stärkste Militäredit und die raffinierteste ausgestattete Armee nichts mehr. Wo Hungernde sich vor Schaufenstern, die den üppigsten Luxus darbieten, verbittert und traurig abwenden müssen, wo Bauern ihre ganze Arbeitskraft dran setzen müssen, um nur den Zins und nichts mehr für sich herauszuwirtschaften, wo die Hochfinanz mit allen Mitteln der Dämonie die Reichen reicher und die Armen ärmer macht, da ist ein Land reif zum Untergang. Und nur noch die Buße kann ihm helfen.